

Staats-Anzeiger und Herald.

Wenn Du ein Gutes thust.

Wenn du ein Gutes thust, so jode're nicht, Daß es gelohnt dir werde. Hande nimmer Mit deiner Seele Schänen. Ist der Schimmer Des Himmlichen, der sie umtreibet, nicht Unendlich köstlicher, als was auf Erden Als Lohn für deine That dir könnte werden? Ganz aus dem Herzen thue, was du thust. Nicht ein Gedanke an dich selber mache Das Heilige zu einer ird'schen Sache, Die du dereinst auf Erden lassen mußt. Sei's so gethan, daß überm Todes-thale Dir's einft als Himmelslicht entgegenstrahle.

Jungfrau Marindy Perkins.

Ein Lebensbild aus einem Jungferntüb- chen von E. B. S. Milwaukee.

Aus dem Englischen übertragen von W. G.

Marindy Perkins war eine liebe, etwas bescheidene alte Jungfer. Jedermann kannte das nette späte Mädchen und jedermann hatte es gern, alt und jung im Städtchen waren ihm freundlich gesinnt. Früher einmal, als noch die Blüthe der Jugend mit holdseliger Lieblichkeit auf ihrer Stirn gelegen und rosentrotzige Wangen das von Gesundheit u. frohem Lebensmuth strahlende Gesichtchen verschönt hatten, als noch ein paar frische rothe Lippen ihres reizenden Mundchens gar einladend zum Kusse verlockten, während zwei große tiefblaue sprechende Augen den gar zu leinen Freier nur zu strafend abweisen konnten, galt sie als die Schönheit des kleinen Ortes, aber das war schon lange her. Auf dem jezt verblühten Gesichtchen lag aber immer der freundliche Abglanz eines milden Lächelns, das die gutmüthige alte Seele kennzeichnete. Ein etwas herber Zug um den Mund, der zuweilen in die Ferne schweifende Blicke ihrer Augen, und der Reiz von fünfzig Jahren, der in leicht ergrauten Streifen in dem nupbraunen Haar seine Spuren zurückgelassen, ließen freilich keine Täuschung mehr darüber aufkommen, daß die Jahre der Jugend und Schönheit weit zurück lagen.

Marindy wohnte allein, wie alle alten Jungfern thun sollten. Sie fiel niemand zur Last und in ihrem kleinen Stübchen war es recht heimlich und gemüthlich. Grüne Weinranken bedeckten im Sommer die Wände ihrer freundlichen Hütte, aber wie die Zeit, so wechselte auch die Farbe des Weinlaubs; im Herbst wurde es fahl und braun, und im Winter, wenn der Wind und ein böser Schneesturm durch die Wipfel der Bäume jagte, dann schlügen und rüttelten die dünnen und blätterlosen Ranken der Weinstöcke gegen die Fensterrahmen und Läden ihrer Stube. Dann empfand auch sie die Einsamkeit ihres Daseins um so tiefer. Aber es wird ja auch wieder Frühling, und wenn der warme Sonnenschein wieder die Blumen vergoldete, und freundlich durch die kleinen, immer blühblauen Fensterscheiben blickte, wenn Blätter- u. Blüthenknospen zu neuen Leben entsprossen, dann schien auch ein neues Erwachen in das Herz des alten Mädchens zu gehen und es war glücklich und zufrieden.

Marindy lebte nur in einer kleinen Welt, sie hatte das brauchen nie kennen gelernt, und war kaum je einmal ein Dugend-Meilen von ihrem Heimathsort entfernt gewesen. Und doch hatte auch sie eine Vergangenheit, eine Erinnerung, an der sie zehrte. Es war eine so duftige Romanze eines innigen Liebeslebens und Lebens, voll Hoffnung, Wünschen, Sorgen, und endlich stiller Resignation.

Ja, sie hatte geliebt. Und auch das war lange, lange her, wenigstens der Anfang ihres kleinen Romans. Der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt, war in die weite, weite Welt gezogen, weit fort aus ihrem Gesichtskreis, er war im Joren gegangen und hatte nie wieder etwas von sich hören lassen. Nach-einander waren sie alle gestorben, die freundlichen Seelen, die ihren kleinen Familienkreis bildeten und an denen ihr Herz gehangen und jezt, wo das Alter schon seine Wortboten schickte, stand Marindy allein. Nicht ganz allein — ihre alte treue Kaze streifte noch schnurrend im Zimmer umher und suchte sich ein weiches Lagerplätzchen auf dem alten aus Zeugresten hergestellten Teppich in den Füßen der alten Dame, der zutrauliche Kanarienvogel im vergoldeten Käfig ließ jeden Tag sein fröhliches Liedchen erklingen und jeden Morgen weckte sie der Hahn des Nachbars durch sein lustiges Krä-

hen und die Schaar seiner Hühner begrüßten mit lautem Gaderen die gute alte Seele, die ihnen aus dem Fenster gar oft eine Handvoll Futter streute. Aber trotz alledem, trotz ihrer Sorge und Freundslichkeit für diese ihre Lieb-linge, trotzdem tamen Stunden und Tage, in denen Marindy Perkins sich sehr einsam fühlte.

Hätte es nur etwas gegeben, das ihre ganze Aufmerksamkeit gefordert hätte, etwas, das mühsige Stunden vertrieben, das ihre Gedanken davon ablenkte, wenn sie sich in weiter Ferne ergingen und gar zu unerfüllbaren Hoffnungen und Wünschen verfielen. Ein Wechsel im täglichen Einerlei, der sie ablenkte konnte vom nutzlosen Brüten über jemand, für den sie schaffen und arbeiten konnte! Träumend sah sie in Nachmittagsstunden, nachdem sie ihre Hausarbeiten beendet, an dem kleinen Fenster ihrer Stube im Sorgenstuhl des verstorbenen Vaters, müde ruheten die geschäftigen Finger, die sich mit einer kleinen Rührarbeit für eine liebe Freundin oder einer Striderei für arme Kinder beschäftigt hatten, im Schooße und ihre Augen blickten hinaus und verloren sich auf der Straße, die gerade vor ihrem Haus in den kleinen Ort mündete. Da sah sie eines Tages eine Schaar Arbeiter an der Straßenecke, die Erde aufwarfen und große Pfähle einpflanzen und zu ihr kamen diese Leute und wollten gerade vor ihr Thor einen solchen Pfahl aufzurichten. Es sei für die Telephonleitung, sagten sie und obwohl die alte Seele protestirte und auch la-mentirte, es fiel den resoluten Männern nicht schwer, sie schließlich zu überreden und sie zu bewegen die Erlaubnis zur Aufrichtung des Pfostens vor ihrer Thür zu geben und als Entgelt dafür wurde ihr versprochen, daß sie mehrere Monate lang einen Telephonapparat zur freien Benützung überlassen haben sollte.

„Was soll ich nun wohl mit solch einem Ding machen?“ fragte sie la-chend ihre Kaze, als diese sich am Abend behaglich schnurrend auf ihrem Schooße hinstreckte und sie mit ihren klugen Augen anguckte. Wußte Marindy doch kaum, wie solch Instrument eigentlich aussah und sie konnte sich auch gar keine Vorstellung davon machen.

Aber es kam, nach einigen Tagen hatten die Arbeiter es insallirt und nun stand das blanke blinkende Nidelinstrument mit der grünen Korbel am Hörrohr auf Marindys Tisch, wozu es die Telephonarbeiter gestellt hatten. Erst war es ein Gegenstand der Bewunderung und Neugier, mit dem die alte Frau nichts anzufangen verstand, dann später wurde es ihr Freund und Genosse, ihr Tröster in den langen einsamen Stunden.

Sie hatte das Telephon noch eigent-lich nie benützt und wußte vielleicht garnicht einmal, wie man es anzufan-gen hatte, sich mit Bekannten durch die Vermittlung der Centrale in Verbindung zu setzen.

Tage, Wochen, ja Monate waren vergangen, seitdem in Telephonregistri-ber Name „Jungfrau Marindy Per-kins“ stand. Und während der ganzen Zeit hatte die kleine Glocke an dem braunen Kästen an der Wand auch nicht einmal geläutet und trotzdem war das Instrument ihr Vertrauter, ihr treuer naßer Freund geworden.

Hatte ihr der Mann, der ihr das merkwürdige kleine Ding brachte, nicht gesagt, sie könne diesem alle ihre klei-nen Leiden und Freuden erzählen? Und so sah sie denn oft stundenlang davor, gerade wie ein Heide vor sei-nem Götzbild, und flüsterte ihm ihre Sorgen und Freuden in das stets hör-bare, geduldige Ohr. Freilich sie er-hielt nie eine Antwort, für sie hatte die Glocke nie geklingelt, aber trotzdem liebte sie den Apparat und gewann ihn gern, so gern wie einen teuren Freund.

Was für Geheimnisse hatte er nicht schon von ihr gehört, und nie weiter-erzählt, ihr ganzes Herz hatte sie ihm eröffnet. Wahrhaftig er war der rechte, echte Freund und ganz ergeben. Sogar ihrer lieben Kaze hatte er den Rang abgelassen, die sonst ihr ganzes und ungetheiltes Vertrauen genoßen hatte. Aber gleichsam, als müsse sie sich entschuldigen, erzählte die alte Dame dem stummen Freund, daß die Kaze doch jezt auch gar keine Zeit für sie übrig habe. Die müße ihre Jun-gern begen und pfelegen, mit den kleinen Käzchen spielen und Mutterpflichten seien gar ernst zu nehmen. Die dürf-ten nicht vernachlässigt werden und man dürfe auch niemand darin stören; oder gar davon abhalten. Und die große Brahmaputrachene war gestor-ben. Sie war gerade von ihrem Grabe gekommen, das sie ihr so jätzlich und warm unter dem Weinstock bereitet und wo sie mit einer brennenden Zehre von ihrem toden Liebbling Wiehid ge-

nommen hatte. Und der große, stolze Brahmaputrachene folgte jezt so traurig und niedergeschlagen umher, seit er seine Gefährtin verloren. Sicher fühlte er, wie sie es vor vielen, vielen Jahren so bitter empfunden hatte, als Teddy Martham sie sitzen ließ und auf Nimmerwiedersehen auf und davon ging. Sie erzählte dem Telephon, wie damals ihr Herz stehen blieb und kalt und tot in der Brust lag, wie es nie wieder lebendig und freudig seitdem geschlagen. Aber Teddy hatte es nie erfahren, sei-ner Menschenseele überhaupt hätte sie ihr Leid klagen können und sie war doch sein gewesen mit allem, allem, was sie besaß. Und sie war heute noch sein mit Herz und Seele, wie pflegte sie sein Andenken, wie oft und gern rief sie die Stunden ihres kleinen Lie-besromans in die Erinnerung zurück und mit welchem bitteren Schmerz, den freilich die Zeit und die Entfegung gemildert, dachte sie noch so oft, fast täglich an den Ungetreuen. Wenn er nur einmal, nur auf einen Augenblick zurückgekommen wäre, so daß sie ihm hätte erklären können. — Wenn, ja wenn dieses böse Wort „wenn“ nicht erlöste. Leise, wie ein Hauch kam es schnelchvoll von ihren zudenden Lippen: „Wenn er nur einmal käme.“

Da ein tuzes scharfes Bären, un-miltürlich greift die Aufgeschredte nach dem Hörrohr und führt es an die Ohren und: „Ich komme“, schallt es wie aus einer fernen Region. Star-ke eine Statue steht sie da, kaum magt sie es sich zu rühren. „Klang es doch wie eine Stimme aus dem Jenseits, als es sprach,“ erzählte sie später mit einer von Schluchzen und Freude fast erstickten Stimme ihren Hühnern. Und nun sprach es weiter: „Ich kam zurück heute Morgen, Rindb, und ich hatte die Absicht, dich aufzusuchen. Und da sah ich deinen Namen „Jungfrau Marindy Perkins“ in der Telephon-liste. Da dachte ich, vielleicht sei es besser, erst einmal anzufragen, ob ich dir auch willkommen sei. Mein liebes altes Mädchen, kannst du mir ver-geben für alle Leiden und Sorgen, die ich dir bereitet? Aber jezt soll es hel-ler Tag zwischen uns werden, willst du Rindb, willst du dem alten Freunde die Hand reichen?“ Aber sie konnte vor Schred und Bewegung nicht ant-worten und die Stimme fuhr fort: „Dein Schweigen ist Gewährang, ist es nicht Rindb? Ich komme, ich komme sicher gleich — sofort!“ Und Teddy Martham kam!

Der neue Trick.

Eine Gaunergeschichte von Paul Blich.

Es war acht Uhr früh. Noch schlummerten die Logisgäste des Familienhotels „Bernier Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des Hauses, um alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stramme Hausknecht, war in reger Thätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleibern lag vor ihm, die der Reini-gung harrieten. Aber dennoch hielt er manchmal im Buken inne, sah mit verschlafenen Augen sinnend hinunter auf den Fuß, der unmittelbar am Hau-se seine trüben Fußstapen trüge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen ver-dünn-ter, dann wurden auch des guten Friedrich's Augen trüb und in stiller Wuth murmelte er: „Sauwetter, ver-dammtes!“

Plötzlich schlug die elektrische Glocke an. Grimmig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na, der hat's wohl furchtbar eilig!“ brummte er vor sich hin und klappte langsam die zwei Treppen hinauf nach Nummer 36.

Auf sein Klopfen erschien der Zim-mergast in tiefem Realgize und fragte unvorsich und mit sehr energischem Nachdruck, wo denn eigentlich seine Sachen blieben.

Friedrich starrte ihm zuerst ein win-nig verblüfft an, dann sann er nach, schüttelte den biden Schädel und er-widerte endlich: „Einen Augenblick, bitte,“ worauf er verschwand.

Langsam krieg er die Treppe wieder hinunter. Noch immer sann und sann er. Aber Alles war unkonst. Er konnte sich absolut auf nichts besinnen, we-nigstens nicht genau. Und unten an-gekommen, suchte er nun die Verage der Stiefel und Kleider durch, doch keine Nummer 36 fand sich vor. Voll Joren warf er Alles durcheinander, suchte und suchte wieder, aber nur mit demselben Erfolge. Nichts von Num-ber 36 war zu sehen.

„Was will denn der Duffel eigent-lich? Er hat doch ja keine Kluft rausgehängt!“ Ichimpfte er schließ-lich. Dann setzte er sich nieder, küßte den Kopf in die Hand und versuchte, sich auf die Ereignisse des vorigen Abends zu besinnen. Aber so viel er auch sann und grübelte, ganz klar waren ihm die Geschehnisse nicht mehr. Das war ihm zwar allerdings noch erin-nerlich, daß der Herr von Nummer 36 erst gegen 10 Uhr ankommen war; ja, er besann sich sogar noch darauf, daß er einen langen Leberrod und große russische Gummi-schuhe an-gehört hatte; von dem weiteren Ver-laufe der Dinge aber wußte er abso-lut nichts mehr; er hatte ein wenig getneip, war müde gewesen und hatte dann rein mechanisch alle Sachen vor den Thüren zusammengeführt und mit Nummern versehen.

Wieder schlug die elektrische Glocke auf Nummer 36 an.

Und zum zweiten Male stapfte Friedrich hinauf.

„Zum Donnermetter, wo bleiben denn meine Sachen? Ich muß zur Bahn,“ schalt der Fremde.

Der Hausknecht zuckte ein wenig verlegen die Schultern und antwor-tete: „Der Herr wird sich wohl irren; es sind keine Sachen da von Nummer 36.“

„Sie sind wohl verrückt gewor-den!“

„D, ich denke nicht.“

„Sie! Ich verbitte mir den Späß! Schaffen Sie mir sofort meine Sa-chen oder der Deiwel hol Sie!“

„Aber der Herr werden verzeihen — es sind in der That keine Sachen da von Nummer 36.“

„Ja, zum Kuckud, wo find sie denn geblieben? Ich habe sie doch gestern Abend hinausgegeben!“

„Was war es denn?“

„Rod, Hofe und Weste und ein Paar fast neue Schmirntiefel.“

Friedrich zuckte wieder die Schul-tern und sagte von Neuem: „Ich kann nur wiederholen, es ist nichts da von 36.“

„Jezt wurde der Fremde drob: „Da haben Sie es eben verwechselt!“

„D, bitte, das ist ganz ausgeschlossen! Fünf Jahre bin ich bereits in Hau-se, aber noch nie ist etwas von mir verwechselt worden!“

„Allo gut. Wo sind die Sachen?“

„Unten im Parterre.“

„So werde ich mit herunterkom-men.“

Der Fremde zog die Galoschen an, hing den langen Mantel um und krieg mit dem Hausknecht die Treppen hinunter.

Unten wurde ein Anzug nach dem anderen in Augenschein genommen, aber der richtige war nicht darunter. Mit einer Siegermiene stand Fried-richt lächelnd da.

Der Fremde aber sagte kurz und kündig: „So sind meine Sachen eben einfach gestohlen. Rufen Sie mir so-fort den Wirth und lassen Sie un-verzüglich die Polizei holen.“ Damit stieg er wieder hinauf in sein Zim-mer.

„Jezt bekam es der gute Friedrich doch ein wenig mit der Angst, denn er sah, daß der Herr nicht mit sich spaßen ließ. Schnell lief er zum Wirth, weckte ihn und berichtete um-fänglich, was sich ereignet hatte.“

Der Wirth, dem natürlich an dem guten Kufe seines Hauses gelegen war, kleidete sich sofort an und begab sich hinauf nach Nummer 36.

Dieselbe Szene wiederholte sich.

Empört rief der Fremde: „Ich bitte dringend, sofort die Polizei holen zu lassen!“

„Aber, mein Herr, Sie sind in einem hochanständigen Hause,“ versicherte der Wirth.

„Ja, zum Donnermetter, wo sind denn aber meine Sachen geblieben? Oder meinen Sie, ich sei ein Betrü-ger? Hier, bitte, durchsuchen Sie meine Reitetasche!“

Flehend bat der Wirth: „Aber er-regen Sie sich doch nicht so, mein Herr! Sie stören mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr Anzug wird sich ja fin-den.“

„Finden? Wo soll er sich denn fin-den? Ich habe ja bereits alle Sachen durchgesehen, die unten sind! Sie haben eben einen Dieb im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei holen. Meine Zeit ist knapp.“

„Aber, mein Herr, so lange ich das Haus habe, ist so etwas noch nie vor-gekommen!“

„Nun gut. Wo ist Ihr Telephon?“

„So werde ich selber die Polizei rufen.“

„Mein Herr, ich bitte, haben Sie doch ein wenig Geduld. Sie vernichten ja den guten Ruf meines Hauses. Ihr Anzug muß sich ja doch wiederfin-den!“

„Sehr gut! Soll ich hier vielleicht bis zum Abend in Unterhos umher-laufen? Um halb zehn geht mein Zug. Ich werde Sie für Alles verantwort-lich machen!“

Der Wirth, Angstsweiß auf der Stirn, hat noch einmal höflichst: „Bitte, mein Herr, haben sie ein paar Minuten Geduld, ich werde sofort Rath schaffen.“

Schnell hatte der fürsorgliche Haus-herr sich entschlossen, lieber den Schad-nen zu tragen, als durch einen Polizi-standal sein gutes Haus in Verfall kommen zu lassen.

Bereits zehn Minuten später klopfte an die Thür von Nummer 36 der Zuschauer eines benachbarten Herren-Garderobegeschäftes, nahm dem Fremden Maas und nach wieder-um zehn Minuten lagen sechs fertige Anzüge dem fremden Herrn zur Wahl vor. Desgleichen wurden aus einem Schuhgeschäft verschiedene Stiefel zur Auswahl geschickt.

Nach kaum einer halben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu equipt. Er schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch machte, denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch die Stie-fel seien lange nicht so gut, als die feinenen gewesen waren. Da indessen der Wirth immerfort bat und ihn be-schwor, daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zu-frieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirth wieder auf. Die Sache hatte zwar jetzt 100 Mark gekostet, aber immerhin war dies noch leichter zu tragen, als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte.

Eingermagen herabigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgefallenen Aufregung zu stärken. Doch kaum sah er, so kam eine neue Ueberraschung für ihn.

Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern Abend festge-macht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und be-richtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fen-ster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch nach gewesen, hätte zum Kabinenfenster hinausge-sehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser geflossen. Zu-erst habe er an ein Verbrechen ge-dacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Gleich bei Beginn des Morgengrauens habe er dann mit dem langen Haken nach dem Paket gefischt, bis er es denn auch endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirth war äußerst erstaunt und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, geflickter und mehr als schäbiger Anzug und ein paar total zerflossene Stiefel zum Vorschein. Da bei war ein mit Klebstoff geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einleiden!“

Das Abgießen von Gesichtsmasken bei wilden Völkern.

Von sehr großer Wichtigkeit und Be-deutung für die ethnologische und eth-nographische Forschung sind die Ge-sichtsmasken, die von Forschungsrei-senden angefertigt werden und in wis-senschaftlichen Sammlungen zu Stu-dienzwecken aufstellung finden. Wenige oder dürftig wohl eine Vorstel-lung davon haben, mit welchen Schwie-rigkeiten solche Gesichtsmasken ange-fertigt werden. Es ist daher recht in-teressant, zu untersuchen, wie der be-kannte Südsee-reisende und Erwerber von Kaiser-Wilhelmsland, Dr. D. Finck, der große und reichhaltige Sammlungen von Völtertypen der Südsee und dem malaiischen Archipel angefertigt hat, bei seinen Arbeiten ver-fahrt. Bei Eingeborenen empfiehlt es sich sehr häufig, zunächst das Gesicht zu waschen, das in allen Fällen mit Del eingerieben werden muß, wie Augen-bräun, das Stirn- und Schläfenhaar mit Fett (Talg), ebenso ein etwa vor-handene Bart. Dann hat sich die betreffende Person flach niederzulagen; um das Gesicht wird ein Stück Zeug in der Weise gelegt, daß es je von der vor-deren Ohrbasis nur den Kopf um-räumt, so daß Schläfe und Stirn mit dem Anfrange der Haare frei bleiben, wie auch die vordere Hälfte des Halses. Die Augen müssen möglichst natürlich, wie beim Schlaf, geschlossen bleiben. Das Atmen findet durch Röhren (aus Papier) statt, die in die Nasenlöcher ge-steckt werden. Jezt hat das eigentliche Abgießen zu beginnen, was mit einem Beschloßel geschieht. Der Gips (etwa 4 bis 5 Pfund) wird in einer Schüssel mit Wasser in der Weise schnell ange-rührt, daß er eine Suppe bildet, nicht etwa einen Brei. Die erste dünne Lage muß sich möglichst schnell über das ganze Gesicht ausbreiten, und es emp-

fielt sich, die ersten Löffel über Augen und Mund zu gießen, um etwaigen Oeffnen und damit einem Mißerfolg vorzubeugen. Je nach der Person nimmt das Abgießen 5 bis 6, höchstens 10 Minuten in Anspruch, dann ist der aufgegebene Gips bereits so erhärtet, daß die Maste vorsichtig abgenommen werden kann. Sie bildet natürlich nur die Form für den ersten Abguß, über-denn dann die eigentliche Form zur Viel-fältigung hergestellt wird. Dazu gehört natürlich ein erfahrener Fach-mann.

Außer dem bedeutenden Stigegrade, der sich unter der Gipsdecke entwickelt, hat die Sache für den Betreffenden sei-nerlei Unannehmlichkeiten. Aber schon die Vorbereitungen sind wenig auf-munternd, erregen mindestens Beden-ken, meist aber Abscheu und Furcht, so daß auch bei Europäern die Bereitwil-ligkeit, sich abgießen zu lassen, nur sehr gering sein dürfte. Es zeugt daher von seiner längst anerkannten, kaum übertrassen Meisterschaft in der Kunst, wenn es Dr. Finck fertig brachte, die „Wilden“ zu überreden, und zwar meist in der Zeichensprache, da ja nur ausnahmsweise ein einiger-maßen sprachliches Verständniß mög-lich war. Vor allem war daher ein un-schöpfliches Maß von Ausdauer und Geduld erforderlich, um mit stets hel-terer Miene den Eingeborenen das ver-langte wenigstens in den Hauptmo-menten pantominisch vorzuführen.

Dugende Male hieß es da vormachen, wie man sich hinlegen, Augen und Mund zu schließen, durch die Röhren zu atmen hat, während die bedeut-lichste Seite, das Gipsaufgießen, aller-dings am schwierigsten zu erklären blieb. Ein fertiger Abguß als Probe ließte hier ausgezeichnete Dienste, un-ter Hinweis auf die Masken der Ein-geborenen, da solche, freilich in sehr ab-weichenden Formen, meist bekannt sind. Am wirksamsten waren jedoch stets die in Aussicht gestellten Geschenke, die schließlich Mißtrauen und Furcht über-winden halfen, und glückte es erst, eine Person abzugeben, so hatte man in dieser einen Fürsprecher und Dolmet-cher für weitere Stammesgenossen ge-wonnen.

Zu liebenswürdig.

Aus seinem Mittagsschlafchen wird der Herr Rath, ein würdiger alter Herr, durch scharfes Klappen an der Thür aufgeschreckt, und gleich darauf steht ein Bote des Bürgermeisters, seines Nachbarn, im Zimmer. Warum der Junge so außer Athem ist? Der Fürst wird auf der Durchreise das Städtchen berühren und in weniger als einer Stunde eintreffen. Selbst-verständlich muß der Herr Rath bei der Begrüßung zugegen sein und zwar in der Uniform, die er zu Zeit des verstorbenen Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten gar oft getragen. Mit einer Art Bewußt daß er sie vor 15 Jahren bei seiner Uebersiedlung in das Waldstädtchen zur letzten Ruhe in ihre Kiste gelegt. Nun soll sie noch einmal auferstehen. Wie er sich aber umkleidet, findet er trotz angestrichenen Suchens den Hut nicht. Seine Haus-hälterin — eine Klatschbabe — ist, wenn man sie braucht, nie da. Angst und Aufregung ergreifen ihn. Blöß-lich jedoch zeigt sich ein rettender Aus-weg. Der Bürgermeister muß ihm sei-nen alten Uniform-Hut borgen — mag er passen oder nicht. Er trifft das Stadtoberhaupt noch eben in dol-der Gala zu Hause und fährt mit be-seiner zweiter Gutsamtnur in der Hand erleichtert zum Bahnhof. Freilich darf er den geborgten Hut nicht aufheben, da er ihm in der That nicht paßt; aber in Gegenwart des Fürsten dient ja auch ein Hut nicht als „Kopfbede-ckung“, wie er schmunzelnd bemerkt. — Bald ist das Ziel erreicht, und nicht lange danach läuft der Zug ein, dem der Fürst und sein geringes Gefolge entsteigen. Die Durchlaucht ist ein noch ziemlich junger Mann, der auf stillette menig Gewicht leat. Freund-lich begrüßt er die ihn Erwartenden — den alten Beamten aus seines Vaters Zeit besonders herzlich. Er fragt ihn nach mancherlei Dingen aus her-gangenen Jahren, und die kurze Be-örkung wird so zu einem längeren Ge-plätz. Dabei bittet er meoen des herrschenden Windes den ehrfurchts-voll vor ihm Stehenden wiederholt, sich zu bedecken. Beinahe änaßlich lehnt jedoch der Rath ab, was der junge Fürst für übertriebene Beschei-detheit hält und endlich, kurz ent-schlossen, dem alten Herrn ohne weite-res seinen Dreipfüß aus der Hand nimmt — ehe der Lebererachte es hindern kann, steht er mit bedecktem Haupte vor seinem Landesherren, so daß vom Gesicht nichts mehr zu sehen ist.